

Geschäftsführende Herausgeber:

Prof. Dr. Ulrich Beck, Prof. Dr. Armin Nassehi, Prof. Norman Braun, Universität München

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Barbara Adam, University of Wales, Cardiff · Prof. Martin Allrow, Roehampton Institute, London · Prof. Anthony Giddens, London School of Economics and Political Science (LSE), London · Prof. Uta Gerhardt, Universität Heidelberg · Prof. Heinz Hartmann, Universität Münster · Prof. Bruno Latour, CNRS, Paris · Prof. Hermann Schwengel, Universität Freiburg

Redaktion:

Dr. Markus Schroeg, Universität München

Anschrift der Redaktion:

Institut für Soziologie, Konradstraße 6, 80801 München, Tel. (089) 2180-2441, Fax (089) 2180-2922, soziale.welt@soziologie.uni-muenchen.de

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Sozialwissenschaftlicher Institute e.V., Lennéstr. 30, 53113 Bonn

Institut für Soziologie der RWTH Aachen · Staatsinstitut für Familienforschung an der Universität Bamberg · Institut für Sozialwissenschaften, Humboldt-Universität zu Berlin, Philosophische Fakultät III · Institut für Sozialdatenanalyse e.V. (ISDA), Berlin · Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Forschung und Publizistik mbH (GSFP), Berlin · Forschungsstelle für den Handel e.V. (FH), Berlin · Bundesinstitut für Berufsbildung (BIBB), Berlin · Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung GmbH (WZB), Berlin · Otto Stammer Zentrum für Empirische Politische Soziologie, Freie Universität Berlin, FB Politische Wissenschaft · Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Bibliothek für wissenschaftliche Dokumentation, Berlin · Institut für Wirtschaft und Gesellschaft Bonn e.V., Bonn · Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung e.V., Bonn · Institut für Soziökologie (ISÖ), Bonn · Institut für Empirische und Angewandte Soziologie (EMPAS), Universität Bremen · Institut für Soziologie, Technische Universität Chemnitz Zwickau · Institut für Soziologie der Technischen Hochschule, Darmstadt · Sozialforschungsstelle Dortmund · Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut in der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf · Brandenburgisches Institut für Arbeitsmarktforschung und Beschäftigungsentwicklung e.V., Falkner · Institut für Soziologie der Universität Erlangen-Nürnberg · Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Frauenforschung e.V., Frankfurt am Main · Freiburger Institut für angewandte Sozialwissenschaft e.V. (FIAS), Freiburg · Gesellschaft für sozialwissenschaftliche Forschung in der Medizin mbH (GFSOMED), Freiburg · Med. Zentrum für Psychosomatische Medizin, Abt. für Medizinische Soziologie, Justus-Liebig-Universität Gießen · Soziologisches Seminar der Georg-August-Universität, Göttingen · Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI), Göttingen · Institut für Soziologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg · Zentrum für Sozialforschung Halle e.V. an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg · Zentrum für Sozialforschung Halle e.V. an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg · Forschungsstelle der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg · Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Hamburg · Hans-Bredow-Institut für Rundfunk und Fernsehen, Institut für Medienforschung, Hamburg · Gesellschaft Informations System GmbH (GIS), Hannover · Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung der Hochschule für Musik u. Theater,

Institut für Soziologie, Friedrich-Schiller-Universität Jena · Programmgruppe Mensch, Umwelt, Technik (MUT) des Forschungszentrums Jülich GmbH, Jülich · Fraunhofer-Institut für Systemtechnik und Innovationsforschung (ISI), Karlsruhe · Institut für Soziologie, Christian-Albrechts-Universität, Kiel · Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik e.V., Köln · Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit, Köln · Institut zur Erforschung sozialer Chancen e.V. (ISO), Köln · Institut für angewandte Verbrauchsforschung e.V., Köln · Forschungsinstitut für Sozialpolitik der Universität zu Köln · Institut für Wirtschafts- und Sozialpsychologie der Universität zu Köln · Forschungsstelle für empirische Sozialökonomik e.V., Köln · Zentralarchiv für empirische Sozialforschung der Universität zu Köln (ZA) · Institut für angewandte Sozialforschung der Universität zu Köln (IAS) · Forschungsinstitut für Soziologie der Universität zu Köln · Institut der deutschen Wirtschaft, Köln · Institut für Soziologie, Universität Leipzig · Infimes · Internationales Institut für empirische Sozialökonomie, Leichterhollen Stadtbergen · Forschungsinstitut Freie Berufe (FB), FB Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Universität Linz · Institut für Sozialwissenschaften, Universität Linz · Zentrum für Sozialwissenschaften, Universität Linz · Zentrum für Anfragen, Methoden und Analysen (ZUMA) e.V., Mannheim · Mannheim-Zentrum für Europäische Sozialforschung (MZES), Universität Mannheim · Forschungsgruppe Wahlen e.V., Institut für Wahlanalysen und Gesellschaftsbeobachtung, Mannheim · Institut für Medizinische Soziologie, Zentrum für Methodenwissenschaften und Gesundheitsforschung, Marburg · Lehrstuhl für Soziologie, Universität München · Institut e.V. für Medienforschung und Urbanistik (IMU), München · Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung e.V. (ISF), München · Deutsches Jugendinstitut (DJI), München · Institut für Christliche Sozialwissenschaften, Münster · Institut für soziale Arbeit e.V. (ISA), Fortbildung, Praxisberatung, Forschung, Münster · Institut für Politikwissenschaft der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster · Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (IAB), Nürnberg · Sozialwissenschaftliches Forschungszentrum (GFZ), Universität Erlangen-Nürnberg · Institut für Sozialforschung und Sozialwirtschaft e.V. (ISW), Saarbrücken · Konrad Adenauer Stiftung e.V., Bereich Forschung und Beratung, Sankt Augustin · Sozialwissenschaftliches Institut der Bundeswehr (SOWI), Staßfurt · Institut für Sozialwissenschaft-

Generationenambivalenz – Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute*

Von Frank Lettke und Kurt Lüscher

1. Familie als Generationenverbund

Wie man sich heutzutage soziologisch der „Familie“ annähern kann und soll, ist unstritten. Das zeigen die übrigen Beiträge dieses Themenheftes. Wir möchten uns an dieser Debatte beteiligen, indem wir eine Idee zur Diskussion stellen, die sich in unserer eigenen theoretischen Arbeit und in der Forschung zusehends nach vorne schiebt und mittlerweile auf unterschiedliche Weise seitens mehrerer Wissenschaftlergruppen thematisiert wird.¹ Sie lässt sich zunächst mit einer einfachen These umschreiben: Die Gestaltung der familialen Generationenbeziehungen erfordert den Umgang mit Ambivalenzen. Wir verzichten im Folgenden also darauf, ausführlich auf die metatheoretischen Fragen einzugehen, die im Beitrag von Schneider in diesem Heft² aufgeworfen werden. Stattdessen wenden wir uns pragmatisch einem Thema der Forschung zu, denn diese ist das Herzstück einer Soziologie, die als empirische Wissenschaft betrieben wird. Das bedeutet keineswegs den Verzicht auf konzeptuelle und theoretische Überlegungen, wie wir im Folgenden darlegen werden.

Unser Ausgangspunkt also ist ein Verständnis, gemäß dem Familien hier und heute zweckmäßigerweise verstanden werden als Lebensformen eigener Art, die sich durch die Gestaltung der grundsätzlich lebenslangen Beziehungen von Eltern und Kindern im Generationenverbund sowie – daran orientiert – der Beziehungen zwischen den Eltern konstituieren und als solche gesellschaftlich anerkannt, also institutionalisiert werden.³

Wir rücken somit die Generationenbeziehungen ins Zentrum einer aktuellen Annäherung an die Familie. Diese Sichtweise lässt sich historisch begründen. Der zivilisatorische Wandel

* Die Arbeiten, über die im Folgenden berichtet wird, entstanden im Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“ und wurden mit Mitteln der Fritz Thyssen Stiftung und des Landes Baden-Württemberg gefördert. Eine Übersicht aller Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Projekt enthält das Arbeitspapier 34.1 (Lüscher et al. 2000b). Ferner bestand eine enge Kooperation mit Karl Pillemer (Cornell University, Ithaca, NY.) Auf frühere Veröffentlichungen aus dem Projekt wird an relevanter Stelle hingewiesen. Einzelne Passagen dieses Aufsatzes überschneiden sich mit unseren Beiträgen (Lüscher 2003b; Lüscher/Lettke 2003) in dem in Vorbereitung befindlichen englischsprachigen Band von Pillemer/Lüscher (2003). Bei der Redaktion dieses Textes wirkten Denise Rüttinger und Ruth Nieffer als studentische Hilfskräfte mit.

- 1) Siehe hierzu z.B. die Beiträge im Diskussionsforum des „Journal of Marriage and Family“, August 2002, von Walker, Connidis/McMullin, Bengtson et al. und Pillemer/Suitor sowie z.B. die Übersichten zum Stand der Forschung von Höpffinger 1999; Daatland/Hierholson 2001. – Wir gehen darauf im letzten Abschnitt näher ein.
- 2) Diese unsere Perspektive drängt sich auch deshalb auf, weil sich Schneider (in diesem Heft) im Wesentlichen mit einem Verständnis der Familie „von der Ehe her“ auseinandersetzt. Zugleich vernachlässigt er den institutionellen Charakter von Familie. Beides verbaut ihm den Blick dafür, dass sich „Familie“ seit jeher im Spannungsverhältnis des Gemeinschaftlichen, Öffentlichen und dessen, was wir heute das „Private“ nennen, konstituiert. Auch verbleibt er dabei im Banalkreis der unseres Erachtens wenig fruchtbaren Debatten einer Begründung von „Familiensoziologie“. Siehe hierzu auch Anmerkung 32.
- 3) Für eine ausführlichere theoretische und methodologische Begründung dieser Definition siehe Lüscher 2003a.

der Lebensverhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert führte allmählich zu einem Rückgang der Sterblichkeit und zu einer Zunahme der Lebenserwartung. Weil viele Menschen die Erfahrung machen konnten, dass Kinder weniger häufig starben, sank die Zahl der Geburten. Mehr ältere Menschen lebten länger. Beides veränderte den Altersaufbau der Bevölkerung. Dabei weitete sich die gemeinsame *Lebensspanne* zwischen Alt und Jung aus. Im Zuge dieser Entwicklung haben die einzelnen Lebensphasen, also Kindheit und Jugend, mittlere Erwachsenenzeit und Alter sozial akzentuiert. Dadurch gewannen die *Beziehungen* zwischen den Generationen in den Familien an Bedeutung, ebenso ihre institutionelle Einbettung in die Gesellschaft. Schätzungen, auch wenn sie im Einzelnen gewisse Unterschiede aufweisen, lassen den Schluss zu, dass heutzutage eine Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland und in Ländern mit einem ähnlichen Altersaufbau einem drei oder vier Generationen umfassenden Verbund angehört; ersteres trifft etwa für die Hälfte, letzteres für einen Viertel zu.⁴

Das heißt nicht, dass diese Beziehungen in allen Familien aktiv und intensiv gelebt werden. Doch die mittlerweile vorliegenden Analysen für Deutschland und für andere Länder weisen nach, dass viele Angehörige der verschiedenen Generationen überraschend nahe beieinander wohnen, regelmäßig Kontakt miteinander haben und sich gegenseitig unterstützen. Die Versuchung liegt nahe, unter diesen Umständen Familien als „Solidargemeinschaften“ zu bezeichnen und zu verstehen. Das ist in der Tat mehrfach geschehen. Bereits Anfang der 80er Jahre formierte sich in den USA ein Forschungsansatz „Generationensolidarität“, der maßgeblich durch die Arbeiten einer Forschergruppe um Bengtson geprägt wurde.⁵ Zur breiten Rezeption dieser Leitvorstellung hat beigetragen, dass dieser Ansatz die Konzentration auf die Kernfamilie kritisierte, die – nicht ganz zutreffend – vor allem Parsons' Analysen der amerikanischen Familie zugeschrieben wurde (Parsons 1949; Parsons/Bales 1955). Auch ist der Ansatz unter dem Eindruck entstanden, dass die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern im Alltag wesentlich weniger konfliktreich waren, als dies in der Öffentlichkeit unter dem Eindruck der Jugendproteste angenommen wurde.⁶

Von Bedeutung dürfte ferner gewesen sein, dass in der ebenfalls sich in den 70er und 80er Jahren formierenden sozialwissenschaftlichen Gerontologie die nahe liegende Tendenz bestand, das sich abzeichnende neue, positive Verständnis des Alterns durch den Nachweis von Leistungen der Älteren für die Jüngeren zu stützen. In der europäischen und insbesondere auch der deutschen Forschung stießen diese Ansätze zunächst weitgehend auf Zustimmung. Übersehen wurde dabei, dass gerade in den Beziehungen zwischen den erwachsenen Kindern und ihren betagten Eltern Konflikte, und im Kontext der Pflege sogar Gewalttätigkeiten, vorkommen können. Auch dies wurde durch Ergebnisse der Forschung, vor allem amerikanischer Provenienz, gestützt (siehe hierzu z.B. die Übersicht von Pillemer/Wolf 1986). Kaum thematisiert wurde, dass immer nur ein Teil der Bevölkerung in die Beziehungsnetze einbezogen war. Lange Zeit blieben die einander entgegengesetzten Stränge der Forschung unverbunden nebeneinander.⁷ Ebenso wurde die Dynamik der Beziehungen entweder an dem einen oder an dem anderen Pol gemessen. So blieb auch weitgehend außer Acht, dass hinter den registrierten Kontakten und Unterstützungen durchaus ein spannungsreiches Ne-

4) Diese Argumentation wird ausführlich dargestellt und mit Daten fundiert in Lüscher 2002c.

5) Für eine prägnante Zusammenfassung siehe Bengtson et al. 2002, für eine referierende Darstellung Lowenstein et al. 2001.

6) Persönliche Mitteilung von Vern Bengtson.

7) Siehe hierzu ausführlicher Lüscher/Pillemer 1998 sowie – zuvor – Marshall et al. 1993.

beneinander von Eigenständigkeit und Abhängigkeit, von emotionaler Nähe und Ferne und Prozesse des Aushandelns stehen kann.⁸

Zur konzeptuellen Erfassung dieser gleichzeitig bestehenden Gegensätzlichkeiten sowohl auf der Ebene des tatsächlichen Verhaltens als auch der Ebene der Forschungsorientierung bietet sich die Leitidee der Ambivalenz an. Dabei kann man zunächst durchaus an das Alltagsverständnis des Begriffes anknüpfen. Arbeitet man die Dimensionen seiner Bedeutungen heraus, was insbesondere durch eine Beschäftigung mit der Begriffsgeschichte möglich ist, erweist sich das Konzept als überaus fruchtbar. Insbesondere bietet sich die Möglichkeit, die soziologische Analyse der familialen Generationenbeziehungen mit Ansätzen in anderen Disziplinen zu verknüpfen sowie einen Anschluss an die allgemeine soziologische Theorie der Beziehung sowie deren zeitdiagnostische Analyse im Kontext der postmodernen Herausforderungen an die Soziologie herzustellen. Ein wichtiger Prüfstein im Hinblick auf die Forschung ist indessen die Frage, ob es gelingt, das Konzept der Ambivalenz nicht nur als ein Deutungsmuster zu verwenden, sondern Operationalisierungen vorzunehmen, die ermöglichen, es als Forschungskonstrukt zu nutzen. Im Folgenden legen wir dar, welche Bedeutungsdimensionen von Ambivalenz uns im Hinblick auf die Analyse von familialen Generationenbeziehungen wichtig scheinen, welche Umsetzungen für die Forschung wir vorgenommen haben und welche Ergebnisse wir in einer Befragung von erwachsenen Kindern und ihren Eltern gewonnen haben. In der abschließenden Diskussion versuchen wir eine kurze Einordnung in das Forschungsfeld und machen Vorschläge für die weitere Entwicklung des Ansatzes.

2. Was heißt Generationenambivalenz?

2.1. Ambivalenz: Erträge der Begriffsgeschichte

Obwohl der gemeinte Sachverhalt von alters her bekannt ist, wurde der Begriff der Ambivalenz nach allem, was wir wissen, erst 1910 vom Psychiater Eugen Bleuler (1857-1939) geprägt. Freud, der in einigen frühen Schriften – so zum Beispiel in der „Traumdeutung“ und im Aufsatz über den „Gegensinn der Urworte“ (Freud 1972/1900 bzw. 1970/1910) – die Thematik der Gleichzeitigkeit von Liebe und Hass und der Zweideutigkeit anspricht, verwendet das Wort Ambivalenz erstmals in seinen Überlegungen „Zur Dynamik der Übertragung“ (Freud 1975/1912). Dies ist im hier interessierenden Kontext wichtig, weil es sich um eine soziale Beziehung handelt. Bemerkenswerterweise hat Simmel, der in der Soziologie als Theoretiker soziologischer Ambivalenz gilt (Luthe/Wiedenmann 1997, Junge 2000), den Begriff anscheinend nicht gekannt, wohl aber das Gemeinte facettenreich analysiert, wie z.B. in seinen Ausführungen zum „Streit“ (Simmel 1983/1908, S. 186ff.) oder mit Hinweisen auf die „Zweideutigkeit der Familie“ (Simmel 1983/1908, S. 536). Über diese wissenschaftliche Reminiszenz hinaus ist die Begriffsgeschichte im Hinblick auf die Generationenforschung aus mindestens zwei Gründen eine Quelle wichtiger Einsichten:

- Bleuler verwendete den Begriff zunächst zur Interpretation des Phänomens des Negativismus (Bleuler 1910), also der psychischen Unfähigkeit, sich so zu verhalten, wie man eigentlich möchte, beispielsweise in der Situation des Essens sich etwas zu Munde zu führen oder am Klavier sitzend in die Tasten zu greifen. Dann integrierte er ihn in die Diagnostik der

8) Instruktive Ausnahmen in Bezug auf die Prozesse des Aushandelns sind die Arbeiten von Finch (1989; Finch/Mason 1993), in Bezug auf die Gegenüberstellung von Autonomie und Dependenz in späteren Lebensphasen siehe Cohler 1983. – Erwähnenswert ist auch die Arbeit von Rosenmayr (1983), worin der Begriff der Ambivalenz in Bezug auf Generationenbeziehungen verwendet wird, allerdings ohne dass eine systematische Konzeptualisierung vorgenommen wird.

und des Wissens (Bleuler 1911). Mit dem Begriff ist somit von Anfang an die Absicht verbunden, Aussagen zur Konstitution der Person bzw. des Selbst oder der Identität zu machen.

– In einem für eine breitere Leserschaft bestimmten Aufsatz legte Bleuler (1914) dar, dass die Erfahrung der Ambivalenz durchaus zur alltäglichen Lebensführung gehört. Krankmachend sei die Unfähigkeit, mit Ambivalenzen umzugehen. Daraus lässt sich für die weitere Arbeit die Folgerung ableiten, den Begriff nicht von vornherein negativ zu konnotieren, sondern ihn als ein nicht normativ geprägtes Instrument der Analyse zu nutzen. Mehr noch: Bereits bei Bleuler klingt an, was später verschiedentlich thematisiert worden ist, dass der Umgang mit Ambivalenzen kreative Seiten haben kann. Für die hier interessierende soziologische Analyse ergibt sich daraus, den Umgang mit Ambivalenzen als „Aufgabe“ zu sehen.⁹

Unter den Diskursen, in die der Begriff Eingang gefunden hat, stehen an erster Stelle die Psychoanalyse und die Psychotherapie, eingeschlossen die Familientherapie. In einem breiten Spektrum, das von der Beschäftigung mit der frühen Eltern-Kind-Beziehung und dem Bindungsverhalten bis zu kulturpsychologischen Abhandlungen reicht, werden unüberwindbare Gegensätzlichkeiten diagnostiziert.¹⁰ In der hier verfolgten Absicht ist die zusammenfassende Feststellung von Knellessen wichtig, wonach sich im Laufe der Zeit das Verständnis von Ambivalenz gewandelt habe. „Nach anfänglich stark biologisch-verdinglichter Ausrichtung wird sie immer mehr eingebettet in soziale Verhältnisse, in objektive Strukturen.“ (Knellessen 1978, S. 12)

Verwandt und doch unterschiedlich ist die Rezeption des Konzeptes in den Literaturwissenschaften und der Kunstkritik. Zwei Themen stehen im Vordergrund. Erstens können zahlreiche Texte als mehr oder weniger offensichtliche Darstellungen von Ambivalenzen in Generationenbeziehungen interpretiert werden, so z.B. Virginia Woolfs „To the Lighthouse“ (1963/1927) als dichte Darstellung von Ambivalenzen in Mutter-Tochter-Beziehungen. Kafkas Novelle „Die Verwandlung“ (1981/1915) stellt das Schicksal eines Sohnes dar. Sein „Brief an den Vater“ (Kafka 1983/1952/1919) repräsentiert ein zweites Thema der literaturwissenschaftlichen Befassung mit Ambivalenz, nämlich die Frage der Verarbeitung von persönlichen Erfahrungen (hierzu z.B. Oelkers 1998).

In der Soziologie selbst findet sich diese Breite und Vielschichtigkeit wieder, was u.a. die Darstellungen von Luthe/Wiedenmann (1997, S. 13ff.) belegen. Sie verweisen auf die Verwandtschaft zwischen Ambiguität und Ambivalenz, auf das Bemühen, mittels des Konzeptes dichotomisierende Kategorienbildungen zu überwinden, sowie auf den Regress auf die bio-sozialen Grundlagen menschlichen Verhaltens. Als Hauptvariante sozialer Ambivalenz sehen sie die Auffassung, dass es sich um eine Grundqualität sozialer Beziehungen handelt, „die darin besteht, dass Nähe und Distanz, soziale Bindung und soziale Lösung gemeinsam, nicht getrennt voneinander in Erscheinung treten“ (ebd.). Hier verweisen sie auf die „dualistische Bedingtheit soziologischer Verhältnisse“ bei Simmel.

9) Diese Position vertritt auch Jekeli 2002. Sie entfaltet ihre Argumentation um den Schlüsselbegriff der Ambivalenztoleranz.

10) Siehe für eine allgemeine Übersicht Otscherot 1988. Die Rezeption bei Freud fasst Parker (1995, S. 14ff.) zusammen, und sie weist insbesondere auch auf die wichtigen Beiträge von Melanie Klein hin. Im Hinblick auf die Rezeption in der Familientherapie ist Stierlin von besonderer Bedeutung, insbesondere in Verbindung mit seinem Konzept der „Delegation“ (Simon / Stierlin 1984, S. 58 ff.).

des Begriffs in den 1960er Jahren in einem Kreis um Merton (Merton/Barber 1963; Merton 1976; Hajda 1968; R.L. Coser 1964; 1966; L.A. Coser 1965), die sich wiederum auf Bleuler bezieht. Im Zentrum steht die Nutzung des Konzeptes für die Analyse von Rollenkonflikten. U.a. argumentierten Merton/Barber (1963, S. 94f.), es sei wichtig, soziale Rollen nicht nur in Bezug auf ihre dominanten Eigenschaften zu untersuchen, sondern eher als eine dynamische Organisation von dominanten Normen und Gegennormen. Smelser (1998) generalisiert diese Überlegungen, indem er Ambivalenz als ein Grundmuster der Beziehungslogik versteht. Ein wiedererwachtes Interesse unter Rückgriff auf psychoanalytisches und linguistisches Gedankengut findet sich auch im kulturtheoretischen Schrifttum, das dem Postmodernismus zugeordnet werden kann. Junge (2000) geht so weit zu sagen, in Theorien gegenwärtiger Gesellschaften Ambivalenz als offenes oder verdecktes Schlüsselkonzept zu erkennen; er bezieht sich dabei u.a. auf Bellahs Theorie der moralischen Ökonomie, auf Münchs Handlungstheorie und auf Becks Konzept der „reflexiven Moderne“. Bauman (1991; s. auch Junge 2002) stellt einen Bezug zur Thematik der personalen Identität her, so im Vorschlag, Figuren wie den Flaneur, den Spieler und den Touristen als Prototypen zeitgenössischer Persönlichkeitsprägung zu sehen. Schließlich ist auf den feministischen Diskurs zu verweisen, weil darin spezifische Probleme des Verständnisses weiblicher Identität und der Geschlechterrollen sowie der Geschlechterdifferenz unter Bezug des Konzeptes der Ambivalenz erörtert werden (Becker-Schmidt 1980; 1993; Lorenz Meyer 1999; Parker 1995), eine Thematik, die wiederum eine enge Verwandtschaft zur Generationenfrage aufweist.

Auf der Grundlage der Begriffsgeschichte und der darin erkennbaren Bedeutungselemente erachten wir im Blick auf die Umsetzung in der Forschung folgende kompakte Definition als angemessen:¹¹ *Von Ambivalenzen soll gesprochen werden, wenn gleichzeitige Gegensätze des Fühlens, Denkens, Wollens, Handelns und der Beziehungsgestaltung, die für die Konstitution individueller und kollektiver Identitäten relevant sind, zeitweise oder dauernd als unlösbar interpretiert werden. Diese Interpretation kann durch die Beteiligten oder durch Dritte (z.B. Therapeuten, Wissenschaftler) erfolgen.*

2.2. Ambivalenz und Generation

Die Etymologie weist – jedenfalls heuristisch – auf eine Affinität zwischen Generation und Ambivalenz hin. Dem griechischen Wort „genos“ liegt nämlich das Verb „gencsthai“ zugrunde; es meint „to come into existence“ (Nash 1978), „ins Dasein gelangen“, und umschreibt das Überschreiten der – sich stets verschiebenden – Schwelle zum Leben. Durch die Geburt eines Kindes wird eine neue Generation gebildet, die sich von jener der Eltern unterscheidet. Dies geschieht immer wieder von neuem, doch der Sachverhalt als solcher bleibt derselbe. Leben entsteht aus Leben, aber Eltern und Kinder unterscheiden sich. Geboren wird sowohl das Gleiche als auch das Andere, das eigene Kind, das ein anderer Mensch ist. Darin kann man die Struktur einer grundlegenden Ambivalenz sehen.

Es ergibt sich die Frage, worin die Gemeinsamkeiten und worin die Verschiedenheiten bestehen und wie sie verstanden werden. Es zeigt sich hier, dass schon im antiken Denken die Vorstellung von Generationen einhergeht mit der Vorstellung der Konstitution von Identitäten im Spannungsfeld von Gleichheit und Verschiedenheit. Diese Verknüpfung des Begriffes der Generation mit Vorstellungen der Identität findet sich in der dreistufigen Annäherung

11) Im Rahmen von Experteninterviews haben wir überdies ermittelt, wie Angehörige von psychiatrischen und psychotherapeutischen Berufen den Begriff heute verstehen und verwenden. Dabei ergaben sich weitere Differenzierungen und zugleich in wesentlichen Aspekten eine Übereinstimmung mit der folgenden Umschreibung. Siehe hierzu den Projektbericht von Burkhardt (2002).

Literatur unterstrichen, anschaulich beispielsweise von Bude (2000). Zugleich ist mit Matthes (1985) und seiner kritischen Auseinandersetzung mit Mannheim die doppelte zeitliche Dimension der Generationenzugehörigkeit zu unterstreichen. Durch sie wird betont, dass diejenigen, die gleichen historischen Ereignissen ausgesetzt sind, diese unterschiedlich erfahren, wenn sie unterschiedlichen Alters sind. Die mehrfache „Gleichzeitigkeit von Ungleichzeitigem“ (Pinder 1928) beschreibt das zeitliche Nebeneinander von unterschiedlichen Orientierungsmustern des Verhaltens und Handelns, die auch innerhalb einer Generation vertreten sein können und, angesichts der Tendenzen der Enttraditionalisierung, Pluralisierung und Individualisierung in (post)modernen Gesellschaften, auch tatsächlich vertreten sind. Hier findet sich jene soziale Vieldeutigkeit, d.h. jene Ambiguitäten, die der Nährboden von Ambivalenzen in öffentlichen und privaten Lebensbereichen sind (Lüscher 1997).

Die Gleichzeitigkeit von Kontinuität und Wandel in Generationenbeziehungen schlägt sich in der Fundierung von Sozialisationsprozessen und Transmissioneffekten nieder (Lettke 2000a). Demnach sind früh entwickelte und langfristig stabile „Primärhabitus“ für grundsätzliche Orientierungen im Rahmen der Beziehungsgestaltung verantwortlich. In späteren Lebensphasen entwickeln sich stärker kontextbezogene „Sekundärhabitus“, die einerseits auf den stabilen Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata der Frühphase aufbauen, andererseits aber auch Variation und Veränderung zulassen. In den Beziehungen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Generationen treffen nun diese Habitus aufeinander, erfordern Abstimmung, eröffnen aber auch Gestaltungsspielräume.

3. Generationenambivalenz operationalisieren

Operationalisieren heißt, Regeln festlegen, wie ein Konzept in der empirischen Forschung verwendet werden soll. In einem weiten Sinne des Wortes geht es darum zu bestimmen, welche beobachtbaren Sachverhalte dem Konzept – verstanden als „Deutungsmuster“ – zugeordnet werden und wie dies geschehen soll, im engeren Sinne um Verfahren kontrollierter Beobachtung und Messung. Dann kann von einem Forschungskonstrukt gesprochen werden. Generationenambivalenz interessiert uns – wie eingangs erwähnt – unter beiden Gesichtspunkten. In diesem Teil legen wir dar, wie wir dieses Konzept im Sinne eines Forschungsconstructes genutzt haben.

3.1. Konstitutive Elemente von Generationenambivalenz

Aus der in 2.1. vorgestellten und begründeten Definition lassen sich für die Verwendung von Generationenambivalenz als Forschungsconstruct folgende Sachverhalte ableiten:

- Die Antagonismen von Ambivalenz müssen *derselben Kategorie* angehören. Diese bereits von Bleuler (1910/1911) genannte Bedingung besagt, dass man beispielsweise das gleichzeitige Vorkommen von Liebe und Hass als Ambivalenz verstehen kann, nicht aber das simultane Auftreten von Hass und Respekt, denn dieser Gegensatz lässt sich auflösen, indem das eine dem anderen übergeordnet wird. Ambivalenz betont die Unausweichlichkeit oder Alternativlosigkeit eines Gegensatzes.
- Die Gegensätze müssen als *gleichzeitig* erfahren angesehen werden. Dabei kann allerdings der zeitliche Horizont je nach Thema von kleiner oder großer Dauer sein, also beispielsweise die Gestaltung der Beziehungen während der ganzen erinnerten Lebensdauer umfassen, oder während einer bestimmten Phase wie dem Auszug aus dem Elternhaus oder im Umkreis eines kritischen Lebensereignisses wie einer Scheidung auftreten. Der Zusammenhang zwischen den erfahrenen Gegensätzen wird – wie alle zeitlichen Konstruktionen –

lassen. Die gegensätzlichen Aspekte können in der Wahrnehmung von Individuen zu einer Einheit verschmelzen. Das wird an Bezeichnungen wie „Hassliebe“ oder „schrecklich-schön“ deutlich.¹² Um in empirischen Untersuchungen Klarheit und Vergleichbarkeit zu gewährleisten, empfiehlt es sich, die Vielfalt möglicher zeitlicher Verklammerungen durch die Vorgabe von Erinnerungsräumen (z. B. „im letzten Jahr“) festzulegen.

- Ambivalenzen beruhen somit auf einer *Interpretation*, d.h. sie erfordern eine reflektierte Zuschreibung. Diese kann direkt durch die Subjekte selbst erfolgen, die sich dabei auf die alltagssprachliche Bedeutung von Ambivalenz beziehen. Im Weiteren können die Subjekte mit gezielten Fragen auf die Erfahrung von Ambivalenzen direkt *angesprochen* werden. Beide Fälle kann man als Ausdruck expliziter oder manifester Ambivalenzen auffassen. Darüber hinaus können Ambivalenzen jedoch auch von Dritten festgestellt werden. Das ist z.B. der Fall, wenn sich aus den Schilderungen oder aus den Antworten auf entsprechende Fragen Hinweise auf polare Gegensätze ableiten lassen. Wenn Art oder Ausmaß solcher indirekt ermittelten Ambivalenzen die direkt von den Befragten geäußerten Ambivalenzen übersteigt, kann man auch von latenten oder verdeckten Ambivalenzen sprechen.
- Im Weiteren ist offensichtlich, dass die Zuschreibung von Ambivalenzen in Beziehungen aus der *Perspektive* einer Familienposition oder -rolle, also stets im Verhältnis zu anderen, erfolgt. Die Einschätzungen zwischen den Familienmitgliedern müssen nicht notwendigerweise übereinstimmen.¹³
- Die Zwiespältigkeiten müssen relevant im Hinblick auf die Konstitution von *Identität* sein. Dann ist der Umgang mit Ambivalenzen auch Ausdruck der Handlungsbefähigung im Sinne von „agency“ (vgl. Emirbayer/Mische 1998). Damit ist zunächst einmal gesagt, dass alltägliche Episoden, in denen man hin- und herschwankt und unentschieden ist, beispielsweise beim Bestellen eines Gerichtes, nicht als Ambivalenz gelten sollen. Allerdings kann es durchaus sein, dass jemand auch alltägliche, scheinbar banale Zwiespältigkeiten als Ausdruck des Selbst und der eigenen Handlungsbefähigung empfindet oder erfährt und unter Umständen sogar handlungsunfähig wird. Dies lässt sich insbesondere bei klinischen Formen von Ambivalenzen feststellen.¹⁴
- Im Rahmen der Erforschung von Generationenambivalenz bietet sich Identität auch deswegen als Ankerpunkt für Ambivalenz an, weil Familien in der Regel eine wichtige Lebenswelt für die Konstitution von personaler Identität sind. Familienzugehörigkeit vermittelt zugleich auch gemeinschaftliche Identität und bildet eine Brücke zu *kollektiven Identitätsvorstellungen*.

12) Zum Verständnis von „Zeit“ als Konstrukt siehe Elias 1985. Weiterhin sind unschwer Parallelen zum Zeitbegriff in der Systemtheorie Luhmanns zu erkennen, nach dem systemische Operationen stets in der Gegenwart stattfinden (Luhmann 1990, S. 103ff.). Wir teilen mit ihm den Gedanken, dass z. B. die Wahrnehmung von inneren oder äußeren Eindrücken, aber auch das Formulieren von Gedanken oder Argumenten, sei es als Denken oder als Sprechen, Zeit in Anspruch nimmt und nur nacheinander erfolgen kann. Ambivalenz kann gemäß diesen Überlegungen erst im Rahmen einer Beobachtung zweiter Ordnung auftreten, also nur dann, wenn zwei Entscheidungen, Beobachtungen oder Gedanken miteinander in Beziehung gesetzt werden. Analytisch handelt es sich aber trotzdem um die zusammenfassende Beschreibung von separaten Gefühlszuständen oder Wahrnehmungen.

13) Zu erwarten ist allerdings gerade in Familienbeziehungen, dass „Konsensfiktionen“ (Hahn 1983) auch bei den Äußerungen über Ambivalenzen auftreten.

14) Die zur Diagnose von Ambivalenz erforderlichen Kriterien können z.B. einschlägigen Manualen (vgl. American Psychiatric Association 1994) entnommen werden.

3.2. Dimensionen der Beziehungsgestaltung

Die Gestaltung von Generationenbeziehungen ist eine Aufgabe, die praktisches Handeln erfordert. Zu seiner Charakterisierung stützen wir uns – orientiert an der Perspektive der allgemeinen heuristischen Hypothese und der Definition von Ambivalenz – auf folgende Erwägungen:

a) Den Generationenbeziehungen ist eine „Gestalt“ zu geben. Dies impliziert, dass ihnen eine gewisse Dauerhaftigkeit zugeschrieben werden kann, was eine Qualität aller sozialer Beziehungen ist. Folgerichtig gilt als eines ihrer definitorischen Merkmale, dass es sich dabei um Interaktionen handelt, die sich wiederholen und denen dementsprechend ein selbstbezügliches Moment eigen ist (vgl. Hinde 1976). Diese Rekursivität von Beziehungen ist – in pragmatisch-interaktionistischer Perspektive – der Katalysator von Prozessen der Institutionalisierung. Man kann also annehmen, dass Generationenbeziehungen in einem Spannungsfeld zwischen „Reproduktion“ und „Innovation“ gelebt werden. Damit ist der Gegensatz zwischen dem Bestreben nach ständiger Wiederherstellung der als richtig angesehenen Formen und Strukturen von Familie einerseits und dem Wunsch nach Neuerungen im Sinne der Veränderung oder der Einsicht in deren Notwendigkeit andererseits gemeint. Wir bezeichnen diese Dimension der Beziehungsgestaltung als „institutionale Dimension“.

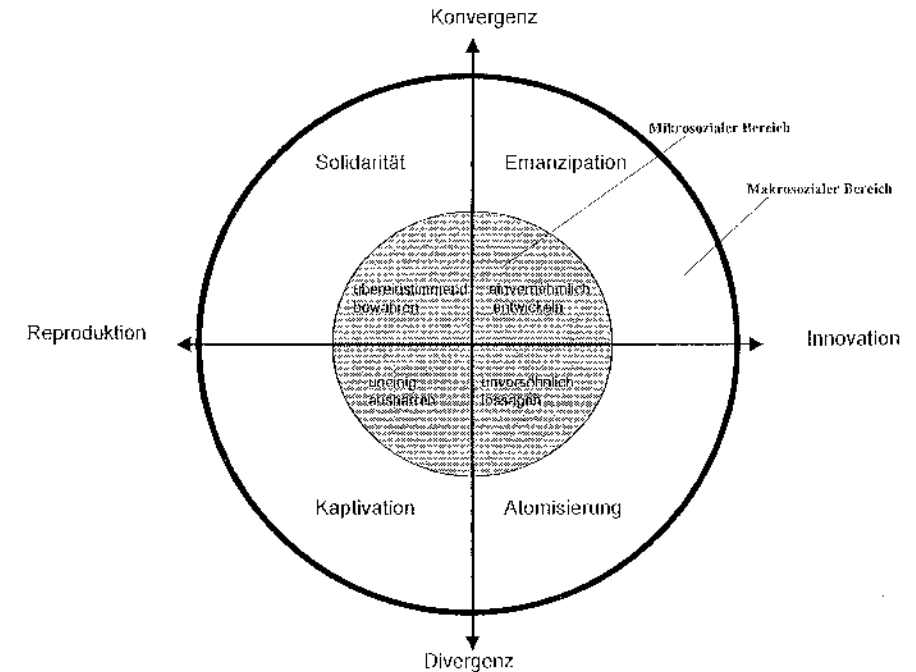
b) Beziehungen konstituieren sich indessen immer auch zwischen Subjekten. Das ist eine Sichtweise, gegen die man unter anderen Prämissen einwenden kann, sie sei nicht oder nur eingeschränkt soziologisch. Sie hat aber den Vorteil, offen zu sein für Einsichten und Konstrukte anderer Disziplinen, im konkreten Fall der Psychologie und darüber hinaus der Biologie. Man kann nämlich argumentieren, die Gestaltung von Beziehungen sei konkret auch davon beeinflusst, ob, in welchem Maße und in welcher Weise die Beteiligten füreinander Sympathie und Antipathie empfinden. Die Benennung dieser zweiten Dimension der Beziehungsgestaltung ist nicht einfach, weil die meisten denkbaren Bezeichnungen schon besetzt sind. Im Kontext soziologischer Arbeit und als Komplementärbegriff zum Attribut „institutional“ bevorzugen wir die Bezeichnung „personal“. Gemeint sein soll, dass die Gestaltung von Beziehungen zwischen Eltern und Kindern mitbeeinflusst ist von Vorstellungen einer sich im Äußeren zeigenden, aber auch – umgangssprachlich formuliert – im „Charakter“, im „Wesen“ zum Ausdruck kommenden Ähnlichkeit und Verschiedenheit. Um die Erfahrung von Ähnlichkeit und Prozesse der Annäherung im Unterschied zu jenen der Verschiedenheit und der Distanzierung zu kennzeichnen, verwenden wir als Bezeichnungen der Extrempunkte dieses Spannungsfeldes die Begriffe „Konvergenz“ und „Divergenz“.

c) Durch die Verknüpfung der beiden Dimensionen in einem Diagramm bzw. Modell kann man das Feld der Generationenambivalenzen abstecken und es lassen sich Grundtypen ihrer Gestaltung umschreiben.¹⁵ Wir stützen uns dabei zusätzlich auf Einsichten aus einer qualitativen Studie über Generationenbeziehungen unter Erwachsenen nach einer Scheidung (Lüscher/Pajung-Bilger 1998). Dort haben wir in drei Schritten zunehmender Abstraktion in dem Interviewmaterial zunächst situationale Deutungsmuster identifiziert, diese zu situationsübergreifenden Handlungsmaximen zusammengefasst und sie schließlich als Ausdruck allgemeiner Beziehungslogiken interpretiert.¹⁶

15) Ein solches Diagramm bzw. Modell dient nicht nur zur graphischen Veranschaulichung, sondern kann ein heuristisches Instrument sein. Bogen/Thürlemann (2002) analysieren die besondere semiotische Qualität des Diagramms als Text-Bild-Verbindung und weisen auf ihre kreativitätsfördernde Eigenschaft hin. Sie stützen sich u.a. auf Peirce, der darlegt, dass das Auslassen von Details das Erkennen wichtiger Eigenschaften begünstigt, zum Fragen anregt, Zweifel weckt und Diskurse in Gang bringt. Eine derartige Darstellung ist darum gerade in den ersten Phasen der Entwicklung eines Ansatzes angemessen.

d) Die Gestaltung von Beziehungen beinhaltet überdies den Umgang mit Einfluss und Macht. Diesbezüglich besteht eine Affinität des Modells zu der von Baumrind (1978; 1996) entwickelten Typologie von Erziehungsstilen und den damit einhergehenden Ausdrucksformen von „Autorität“.¹⁷ Diese halten wir insbesondere für wichtig hinsichtlich des Verständnisses von ambivalenten Zwiespältigkeiten, wie aus den folgenden Umschreibungen hervorgeht.

Abbildung 1: Diagramm bzw. Modell der Generationenambivalenz: Zuordnung von Handlungsmaximen und Beziehungslogiken



16) Eine solche typologische Differenzierung weist Analogien zu bereits früher entwickelten Modellen auf, beispielsweise zu den Situationsanalysen von Parsons (1951), zu dem Circumplex-Modell in der Familientherapie (Olson et al. 1983) oder zu den Typologien von Verwandtschaftsbeziehungen von Coenen-Huth et al. (1994). Dennoch unterscheidet sich unser Schema vor allem von den beiden zuerst genannten: Parsons zwingt mit seinen „pattern variables“ den Handelnden gewissenmaßen definitiv festgelegte Lösungen auf, während in unserem Modell der prozessuale Charakter von Handlungen im Auge behalten und die Vielfältigkeit unterschiedlicher Strategien betont wird. In der Arbeit von Olson et al. wird die institutionale Dimension von Familie überhaupt nicht erfasst. Vgl. zur systemischen Familientherapie allgemein auch Stierlin, dessen Aufmerksamkeit ebenfalls gegensätzlichen Bestrebungen gilt (z.B. Stierlin 1980).

17) Siehe hierzu ausführlich Lüscher 2002a.

Die Charakterisierung der vier Typen lautet folgendermaßen:

a) „Solidarität“ bezeichnet die verlässliche Unterstützung bzw. die Bereitschaft zu nicht notwendigerweise rückzahlbaren (Vor-)Leistungen zwischen den Generationen. Dies geschieht unter Bezug auf Autorität, allerdings nicht im Sinne einseitiger Einfluss- und Macht-ausübung, sondern verstanden als stellvertretendes Handeln unter Einbezug von Empathie. Ambivalenzen werden angesichts der starken Betonung von Gemeinsamkeit zurückgedrängt.¹⁸

b) Bei „Finanzipation“ überwiegen Sachverhalte, die für eine gemeinsame emotionale Verbundenheit („Konvergenz“) sprechen, und solche, bei denen eine Offenheit für institutionelle Veränderungen („Innovation“) im Vordergrund steht. Ohne das wechselseitige Aufeinanderangewiesensein aus den Augen zu verlieren, stellt die Entfaltung der Persönlichkeit eine generelle Zielsetzung aller Beteiligten dar. Die Regeln der Beziehungsgestaltung können in diesem Sinne auch als „autoritativ“ charakterisiert werden und beinhalten ein Stück Gemeinsamkeit. Ambivalenzen kommen – soweit sie erkannt werden – offen zur Sprache.

c) Die Bezeichnung „Atomisierung“ meint ein Muster, bei dem der familiäre Zusammenhalt nicht (mehr) durch institutionelle Bindungen und subjektive Erfahrungen der Beziehungsgeschichte gesichert scheint. Der Begriff verdeutlicht die Aufspaltung oder Zersplitterung der Einheit „Familie“ in ihre (kleinsten) Teile, nämlich einzelne Familienmitglieder, die – außer der nicht zu revidierenden Tatsache, dass sie Eltern und Kinder sind – kaum noch Berührungspunkte miteinander haben. Im Hinblick auf die Machtverhältnisse wird hier die formale Gleichheit der Generationen betont, ohne den Unterschieden Rechnung zu tragen. So weit wie möglich gilt die Devise des „laissez faire“ und Ambivalenzen werden negiert.¹⁹

d) Im Modus der „Kaptivation“ geht es darum, dass aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Familie eine Seite Ansprüche an die andere geltend macht und womöglich einfordert. Dadurch entsteht ein Verhältnis fragiler, stets wechselnder Unter- und Überordnung sowie gegenseitiger Abhängigkeit. Appelle zur moralischen Verpflichtung, unter Umständen Zwang, kennzeichnen den Umgang mit Einfluss und Macht. Ambivalenzen werden intensiv erfahren, aber nicht reflektiert und besprochen.²⁰

Wir verstehen diese Typen als zusammenfassende Charakterisierungen einer „sozialen Logik“ der Generationenbeziehungen, der dabei auftretenden Ambivalenzen sowie der Strategien im Umgang damit. Mit „sozialer Logik“ meinen wir die in der formalen Struktur und der Kultur generell vorgegebenen typisierbaren Möglichkeiten der Gestaltung von Beziehungen. Diese werden in den konkreten Bereichen des familiären Zusammenlebens als Handlungsmaximen verstanden und in spezifischen Situationen in Handlungen umgesetzt. Wir postulieren also ein theoretisch begründetes schematisches Modell, in dem auf zwei Dimensionen je zwei Pole zur abstrakten Charakterisierung ambivalenter Gegensätze benannt werden. Der hohe Allgemeingrad der vorgeschlagenen Begriffe für die vier Pole und Bezie-

hungslogiken hat den Zweck, das Modell auf verschiedene situative Kontexte, für unterschiedliche Generationenvertreter und auf mehreren Abstraktionsebenen der Interpretation anwendbar zu machen. Alle Begriffe können (müssen) also entsprechend dem Anwendungsgebiet mit dem Inhalt präzisiert werden, der die Polaritäten der beiden Dimensionen dann jeweils zum Ausdruck bringt.²¹

Auf der Grundlage dieser Überlegungen lassen sich drei inhaltliche Bereiche in der Erforschung von Generationenambivalenzen und für die Entwicklung von Forschungsinstrumenten ableiten:

- Beziehungseinschätzung. Hier kommt es ausschließlich auf die Einschätzungen und Beschreibungen der Beziehungen durch die Befragten an. Diese Angaben können zur indirekten Ermittlung von Ambivalenz weiterverwendet werden.
- Bewusstsein von Ambivalenz. In diesem Bereich werden Ambivalenzen direkt und indirekt erfasst. Neben den geäußerten Ambivalenzerfahrungen der Befragten werden Zwiespältigkeiten auch aus gegensätzlichen Aussagen abgeleitet. Darüber hinaus werden beide Aspekte miteinander verknüpft (latente Ambivalenz).
- Umgang mit Ambivalenz. Hier werden die Befragten mit widersprüchlichen Situationen konfrontiert. Es ist von Interesse, welche Strategien im Umgang mit Ambivalenz gewählt werden. Diese Handlungsalternativen repräsentieren die verschiedenen Beziehungslogiken.

4. Forschungsanlage und Operationalisierung

Die Anlage der Forschungen ergibt sich aus der einleitend dargestellten Absicht, Generationenambivalenz sowohl als Deutungsmuster wie auch als Forschungskonstrukt zu nutzen. Im Rahmen einer Sekundäranalyse qualitativer Daten über Generationenbeziehungen nach einer Scheidung in späteren Lebensphasen entwickelten wir eine erste Version des Modells der Generationenambivalenz (Lüscher/Pajung-Bilger 1998). Eine zweite Studie diente dem Zweck, diese Überlegungen in quantitative Forschungsinstrumente umzusetzen. Dabei interessierten insbesondere die höheren Anforderungen an die Operationalisierung, die allerdings eine thematische Einengung notwendig machen.

4.1. Auswahl

Aus einer 1998 gezogenen Zufallsstichprobe aus dem Melderegister des Landkreises Konstanz wurden zunächst 528 Personen telefonisch befragt.²² Für anschließende persönliche Interviews wurden von diesen 528 Personen nach drei Kriterien Zielpersonen ausgewählt: erstens sollten diese in einer Drei- oder Vier-Generationen-Familie leben, es sollte sich zweitens um Personen handeln, die in ihren Familien entweder viel oder wenig Ambivalenz erleben, und drittens sollten sie entweder über höhere oder über niedrige Bildungsabschlüsse

18) Wir verwenden also den Begriff der „Solidarität“ – analog zu den über Ambivalenz angestellten Überlegungen – hier in einem engen Sinne als „Konstrukt“. Davon zu unterscheiden ist die Umschreibung als Deutungsmuster, die sich in der Literatur findet und bei der mehrere Bedeutungen unterschieden werden.

19) Umgangssprachlich ist man versucht, diese Strategie als „Individualisierung“ zu bezeichnen, doch diese Wortwahl verbietet sich angesichts der kontroversen Vieldeutigkeit des Konzepts in der Soziologie.

20) Eine alternative Bezeichnung bietet der Begriff „Verstrickung“, doch möchten wir davon angesichts seiner Verwendung in familientherapeutischen Ansätzen absehen.

21) Lang 2003 führt z.B. auf der Grundlage der „Berliner Altersstudie“ (Schütze/Wagner 1995) eine Sekundäranalyse der Beziehungen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern durch und entdeckt aus der Sicht der Kinder vier Muster der Beziehungsgestaltung, die mit den von uns entwickelten vier Strategien des Umgangs mit Generationenambivalenz durchaus vereinbar sind.

22) Weil für diese Region keine Daten über den Umfang und die Zusammensetzung der Familien vorlagen, hatte diese Befragung vor allem den Zweck, solche morphologischen Merkmale zu erheben. Die in Zusammenarbeit mit ZUMA durchgeführte Befragung ist in einem Methodenbericht dokumentiert, der bei den Autoren angefordert werden kann.

verfügen (Lüscher et al. 2000a). Die solchermaßen ausgewählten Personen wurden 1999 persönlich befragt. Über diese Zielpersonen hinaus wurden weitere Familienmitglieder (je nach Alter der Zielperson entweder deren Eltern oder/und deren erwachsene Kinder²³) kontaktiert und mit den gleichen Instrumenten interviewt. Insgesamt wurden 124 Interviews (mit 72 Eltern und 52 erwachsenen Kindern) realisiert, in denen Angaben über 255 Dyaden enthalten sind. In 28 Familien liegen wechselseitige Angaben von zumindest einem Elternteil und einem Kind vor, so dass in 42 Fällen von „echten“ Dyaden gesprochen werden kann. Alle nachfolgenden Analysen beziehen sich auf die 255 Dyaden der 1999 durchgeführten Befragung.

4.2. Struktur des Interviews²⁴

Für die Befragung ist eine „Elternversion“ und eine „Kinderversion“ entwickelt worden, um die auf Dyaden bezogenen Fragen in der jeweiligen Perspektive stellen zu können; die Frageninhalte und -abfolge sind also identisch. Das Interview gliedert sich in drei Teile:

- Allgemeine Fragen zu Generationenbeziehungen in der heutigen Zeit (hier nicht weiter berücksichtigt) und zum Zusammenleben in der eigenen Familie (Beschreibung der Beziehungsgestaltung sowie des gegenseitigen Umgangs).
- Für jede dyadische Beziehung werden erhoben: Beziehungsqualität, Empfindungen des Hin- und Hergerissenseins, Beschreibung der Beziehungsgestaltung mit Hilfe von Attributen und allgemeinen Orientierungen.
- Schilderung von widersprüchlichen Situationen verbunden mit der Frage nach den tatsächlichen oder wahrscheinlichen Reaktionen (Vignetten zur finanziellen Unterstützung und zur Partnerwahl eines Kindes).

Zusätzlich werden Validierungsfragen gestellt (so zur Nachvollziehbarkeit und zur Schwierigkeit der enthaltenen Fragen). Zu wichtigen unabhängigen Variablen (Ambiguitätstoleranz, Bewertung von Ambivalenz, Familienbild) sind Kontrollfragen enthalten. Schließlich werden die üblichen soziodemographischen Merkmale erhoben.

5. Ergebnisse

5.1. Generationenambivalenzen als Alltagserfahrung

Angesichts des inhaltlich und methodisch explorativen Charakters der Untersuchung interessierte zuerst die Frage, ob die Befragten überhaupt Ambivalenzen erfahren und diese sich quantitativ erfassen lassen. Diese Ergebnisse liegen mittlerweile vor (Lettke 2000b; Lettke/Lüscher 2001; Lüscher/Lettke 2002). Die Quintessenz lautet:

23) Auch wenn im Weiteren vereinfachend oft nur von „Kindern“ gesprochen wird, sind stets „erwachsene Kinder“ gemeint.

24) Für die Anlage der Untersuchung siehe den Feldbericht im Arbeitspapier 34.1 (Lüscher et al. 2000a), für die Erhebungsinstrumente in deutscher und englischer Sprache das Arbeitspapier 34.4 (Lüscher et al. 2000b). Beides sowie weitere Arbeitspapiere zum Projekt können bei den Autoren angefordert oder direkt von der Homepage des Forschungsbereichs „Gesellschaft und Familie“ heruntergeladen werden: <http://www.uni-konstanz.de/Ful/SozWiss/fg-soz/ag-fam/famsoz-i.html>

- Generationenambivalenzen sind für viele Personen durchaus eine Alltagserfahrung. Lediglich in 20% der Dyaden fühlen sich die Befragten nie „hin- und hergerissen“. ²⁵ Ferner gehen 39% der Befragten an, sich bereits oft „Gedanken über Zwiespältigkeiten gemacht“ zu haben (Lettke/Lüscher 2001, S. 524f.).
- Ambivalenzen auf der institutionalen Dimension kommen häufiger vor (47%) als solche auf der personalen Dimension (31%). In etwa 40% der Dyaden kann auf latente Ambivalenzen geschlossen werden (Lettke/Lüscher 2001, S. 527ff.).
- Entgegen weit verbreiteten Auffassungen werden Ambivalenzen nur von einer Minderheit ausschließlich negativ gesehen, können aber dann, wenn sie sich häufen oder besonders schwerwiegend sind, zu Belastungen werden. Empfindungen des Hin- und Hergerissenseins gehen zumindest für einen Teil der Befragten mit Erschwernissen einher und werden häufiger in qualitativ „schlechten“ Beziehungen genannt (Lettke/Lüscher 2001, S. 530ff.).

Weitere Indikatoren wie die Zustimmung zu widersprüchlich formulierten Beziehungsbeschreibungen und widersprüchliche Orientierungen bei der Beziehungsgestaltung bestätigen die differentielle Erfahrung und Bewertung von Ambivalenzen. So stoßen wir beispielsweise in 24% der Dyaden auf Zustimmung zu der Aussage: „[Person] und ich geraten oft aneinander, aber trotzdem sind wir uns nah und mögen uns sehr“. Insgesamt kann die allgemeine Hypothese somit als bestätigt gelten. Diese ist der Ausgangspunkt für die vertieften Analysen, deren Ergebnisse im Folgenden berichtet und interpretiert werden.

5.2. Generationenambivalenzen und Familienrollen

Da uns sowohl von Müttern und Vätern als auch von Töchtern und Söhnen Antworten vorliegen, sind wir in der Lage, einen Vergleich von Ambivalenzerfahrungen auf der Basis von verschiedenen Familienrollen durchzuführen. Die Annahme ist naheliegend, dass Generationenambivalenzen von den Inhabern einzelner Familienrollen unterschiedlich erfahren werden. In der Literatur wird in diesem Zusammenhang von „generational stake“ gesprochen (Bengtson/Knypets 1971; Giarrusso et al. 1995). Damit ist zunächst eine systematisch bessere Beziehungseinschätzung auf Seiten der Eltern gemeint. Darüber hinaus beinhaltet der Begriff sowohl Abgrenzung als auch Interesse. ²⁶ Zu erwarten ist dementsprechend, dass Eltern weniger häufig über widersprüchliche Erfahrungen berichten. Außerdem ist anzunehmen, dass Frauen (und insbesondere Mütter) als „kin-keepers“ seltener Ambivalenzen empfinden. Tabelle 1 zeigt ein differenzierteres, ja zum Teil sogar widersprüchliches Bild hinsichtlich der Erfahrungen, der Einschätzungen und des Umgangs mit Ambivalenzen zwischen Eltern und erwachsenen Kindern.

25) Zu ähnlichen Befunden kommen auch Pillemer/Suitor (2002), der in einer Befragung von Müttern in Ithaca County (Staat New York, USA) den Nachweis von Ambivalenzen auf der Ebene von Einstellungen erbracht und deren Relevanz für „psychological well-being“ untersucht hat. Unter Hinzunahme der Ergebnisse von Lowenstein/Katz (2001), welche Ambivalenz in Großbritannien, Israel, Spanien, Norwegen und Deutschland untersucht haben, sowie unter Berücksichtigung der Resultate von Hurme (2001) für Finnland und Meyer-Schweitzer/Ehmann (2001) für die Schweiz lässt sich ableiten, dass Ambivalenzen ungeachtet des kulturellen Kontextes für die Gestaltung der Generationenbeziehungen (zumindest in westlichen Gesellschaften) bedeutsam sind.

26) Er weist somit eigentlich eine duale Struktur auf, wie sie sich auch im Konzept der Ambivalenz findet, ohne dass diese unseres Wissens thematisiert wird.

Tabelle 1: Ambivalenzindikatoren und Familienrollen (Spaltenprozent für jeweiligen Indikator)

Ambivalenzindikator	Familienrolle				X ²	p
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter		
a) Gedanken über Ambivalenz:	40	37	36	50	8,118	.230
	32	37	50	29		
	28	26	14	21		
b) Häufigkeit des Hin- und Hergerissenseins:					12,307	.055
sehr oft/oft	13	12	12	31		
hin und wieder	31	33	25	21		
selten/nie	56	55	64	48		
c) Intensität indirekt ermittelter personaler Ambivalenz:					21,436	.258
-1 (gering)	32	43	37	57		
0	3	1	2	2		
1	26	25	33	13		
2	25	25	12	13		
3	12	5	15	15		
4	1	1	2	0		
5 (hoch)	1	0	0	0		
d) Intensität indirekt ermittelter institutionaler Ambivalenz: ^a					36,771	.001
-1 (gering)	28	26	10	21		
0	3	7	4	13		
1	31	34	12	23		
2	31	26	50	32		
3	6	7	25	11		
4 (hoch)	2	0	0	0		
e) Bewertung von Ambivalenz:					23,574	.001
sehr pos./eher positiv als negativ	56	36	37	29		
gleichermaßen positiv u. negativ	37	61	51	46		
eher negativ als positiv/sehr neg.	7	4	12	25		
f) Belastung durch Ambivalenz:					8,227	.042
sehr belastend/belastend	53	59	34	62		
weniger belastend/gar nicht bel.	47	41	66	39		

a. Zur Berechnung der Ambivalenzwerte wurde die von Griffin entwickelte Formel verwendet (vgl. Thompson et al. 1995, S. 369f.).

Quelle: Befragung 1999; N = 255 Dyaden

Betrachtet man die Häufigkeit des Hin- und Hergerissenseins sowie die gedankliche Beschäftigung damit, scheint sich die „generational stake“-Hypothese nicht zu bestätigen, denn sie unterscheidet sich nicht signifikant zwischen den einzelnen Familienmitgliedern (cf. a und b). Eine Ausnahme stellt die geringe Zahl der Nennungen seitens der Söhne dar, auf die noch zurückzukommen sein wird. Dieses Ergebnis unterstreicht nochmals unsere Folgerung, Ambivalenzen nicht einseitig negativ zu interpretieren.

Unterscheidet man jedoch zwischen den beiden durch indirekte Messungen ermittelten Dimensionen der Beziehungsgestaltung, wird das Bild facettenreicher. Während bei den personalen Ambivalenzen kaum rollenspezifische Unterschiede auftreten (cf. c), ist bei den institutionalen Ambivalenzen ein bemerkenswerter Grad an Differenzierung festzustellen. Bei näherem Hinschauen erklärt sich dieser Unterschied durch einen geringeren Intensitätsgrad bei

den Eltern, während vor allem Söhne im Vergleich zu Töchtern Ambivalenzen intensiver empfinden. Auch wenn angesichts der vergleichsweise kleinen Fallzahlen Vorsicht angebracht ist, zeigt dieses Ergebnis doch die Sinnhaftigkeit der Unterscheidung beider Dimensionen der Beziehungsgestaltung.

Außerdem werden Ambivalenzen von den einzelnen Positionsinhabern unterschiedlich bewertet. Eine negative Einschätzung ist in der jüngeren Generation stärker verbreitet als in der Elterngeneration (cf. e). Hier äußern sich die Väter positiver als die Mütter. Demgegenüber sehen vor allem die Töchter Zwiespältigkeiten als etwas Negatives an. Insgesamt differieren also die Bewertungen von Vätern und Töchtern am meisten. Man kann dies als Ausdruck einer längeren – und damit realistischeren – Lebenserfahrung interpretieren.

Vor diesem Hintergrund erstaunt nicht, dass das Hin- und Hergerissensein seitens der Eltern nur von knapp mehr als der Hälfte als mehr oder weniger stark belastend empfunden wird (cf. f). Anders die Töchter: Sie finden sich mehrheitlich stärker belastet. Die Angaben der Söhne fallen auch hier aus dem Rahmen.

5.3. Dyadische Beziehungen

Um die generationsspezifisch unterschiedlichen Schilderungen von Eltern und Kindern weiter differenzieren zu können, ist eine Unterscheidung der verschiedenen Dyaden sinnvoll, denn es ist anzunehmen, dass beispielsweise Söhne die Beziehungen zu ihrem Vater anders einschätzen als die zu ihrer Mutter. Da in unserer Befragung Mütter und Väter jeweils Angaben über ihre Beziehungen zu ihren Töchtern und Söhnen machten, et vice versa, sind wir in der Lage, acht dyadische Beziehungen zu unterscheiden. In Tabelle 2 haben wir diese Differenzierung mit Blick auf die Empfindungen des Hin- und Hergerissenseins vorgenommen. Auch wenn die Unterschiede insgesamt im statistischen Sinn nicht signifikant sind, fällt vor allem die Diskrepanz in den Beziehungen zwischen Söhnen und Müttern auf. Während sich Mütter besonders häufig in den Beziehungen zu ihren Söhnen hin- und hergerissen fühlen (51%), trifft dies für Söhne in Bezug auf die Mutter gerade nicht zu (32%), dafür aber hinsichtlich des Vaters (42%). Die Ergebnisse weisen auf ein allgemeines Muster hin: Aus der Sicht der Eltern werden „Zwiespältigkeiten“ vor allem gegenüber Kindern des anderen Geschlechts empfunden. Aus der Sicht der Kinder werden Ambivalenzen vor allem gegenüber den Eltern des eigenen Geschlechts berichtet.

Tabelle 2: Häufiges Hin- und Hergerissensein in familialen Generationenbeziehungen (Prozent jeweiliger Dyaden)

Befragte Person	Gemeinte Person			
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter
Vater	–	–	41	48
Mutter	–	–	51	39
Sohn	42	32	–	–
Tochter	50	54	–	–

Quelle: Befragung 1999; r = .693; N = 254 Dyaden

Dies könnte ein Hinweis auf die generationsspezifische Perspektive von Eltern und Kindern sein, wenn es darum geht, inwieweit sich Generationenbeziehungen verändern können oder sollen. Während für Eltern eher „reproduktive“ Aspekte im Vordergrund stehen, spielen bei den Kindern eher „innovative“ Aspekte eine Rolle: Da Töchter schlechter in die Fußstapfen ihrer Väter treten können, empfinden letztere gerade in diesen Beziehungen Ambivalenzen. Das gleiche gilt für Mütter hinsichtlich der Beziehungen zu ihren Söhnen. Aus der stärker an Veränderungen orientierten Perspektive der Kinder treten „Zwiespältigkeiten“ vor

allein gegenüber den Personen auf, die sich zunächst als Orientierungs- oder Identifikationsfiguren anbieten, nämlich die Elternteile, die dem eigenen Geschlecht angehören.

Aufgrund dieser Vermutung werden in Tabelle 3 und Tabelle 4 auch die indirekt ermittelten Ambivalenzen der institutionalen und der personalen Dimension nach den einzelnen dyadischen Beziehungen differenziert. Es wäre zu erwarten, dass sich das gerade beschriebene Muster vor allem hinsichtlich der institutionalen Dimension zeigt. Das ist aber nur zum Teil der Fall. Übereinstimmung besteht insofern, als auf Seiten der Eltern Ambivalenzen vor allem hinsichtlich des Sohnes auftreten. Das ist insofern plausibel, als eher von Söhnen als von Töchtern erwartet wird, für die Kontinuität der Familie zu sorgen, sei es als „Brotwinner“, als „Familienoberhaupt“ oder als „Stammhalter“.

Tabelle 3: Indirekt ermittelte institutionale Ambivalenz (Prozent jeweiliger Dyaden)

Befragte Person	Gemeinte Person			
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter
Vater	--	--	43	37
Mutter	--	--	41	30
Sohn	74	84	--	--
Tochter	60	44	--	--

Quelle: Befragung 1999; $r = .000$; Kontingenzkoeffizient = .325; $N = 237$ Dyaden

Hinsichtlich der personalen Dimension ist die Tendenz zu erkennen, dass Ambivalenzen vor allem mit Blick auf männliche Familienmitglieder auftreten. Insbesondere kommen sie bei Vätern durchweg häufiger vor als bei Müttern. Das könnte daran liegen, dass Nähe und Distanz, also vor allem mit Emotionen verbundene Aspekte der Beziehungsgestaltung, weniger mit den Rollen von Vätern und Söhnen assoziiert sind. Natürlich ist klar, dass auch bei diesen Personen Gefühle eine Rolle spielen, doch diese werden häufig von instrumentellen oder zweckhaften Beziehungsaspekten überdeckt. Deswegen stehen auch weniger eindeutige Muster für die Beziehungseinschätzung zur Verfügung.

Tabelle 4: Indirekt ermittelte personale Ambivalenz (Prozent jeweiliger Dyaden)

Befragte Person	Gemeinte Person			
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter
Vater	--	--	45	36
Mutter	--	--	36	23
Sohn	44	18	--	--
Tochter	32	22	--	--

Quelle: Befragung 1999; $r = .201$; Kontingenzkoeffizient = .199; $N = 237$ Dyaden

Einzelne Inkonsistenzen lassen sich darauf zurückführen, dass die Empfindungen des Hin- und Hergerissenseins direkt erfragt wurden, wohingegen die personalen und institutionalen Ambivalenzen indirekt gemessen wurden. Insgesamt ergibt sich indessen ein nachvollziehbares Bild, wenn man bedenkt, dass sich die Kinder an einer die Lebensform betreffenden konservativen Haltung der Eltern reiben, ohne dass deswegen die persönlichen Beziehungen unbedingt als spannungsvoll eingeschätzt werden. Besonders markant ist dieser Unterschied zwischen der personalen und der institutionalen Dimension im Verhältnis zwischen den Söhnen und den Müttern erkennbar. Zum einen finden sich in den Angaben der Söhne wenig Nennungen, die auf personale Ambivalenzen hinweisen. Zum anderen existieren viele Nennungen hinsichtlich institutionaler Ambivalenzen. In der direkten Frage nach Empfindungen des Hin- und Hergerissenseins, die ein zusammenfassendes Urteil beinhaltet, scheint dies überdeckt.

Wenn wir die direkten Messungen mit den indirekten Messungen verknüpfen, ergibt sich eine neue Analysedimension, die wir als „latente Ambivalenz“ bezeichnen möchten. Wir sprechen immer dann von Latenz, wenn die Befragten angeben, sich selten oder nie hin- und hergerissen zu fühlen, und wir bei den indirekt ermittelten Werten Ambivalenz feststellen können. Im Durchschnitt finden wir in Bezug auf die personale Dimension in 13,9% der Dyaden latente Ambivalenz. Bei der institutionalen Dimension liegt der Wert fast doppelt so hoch: 24,7% (jeweils ohne Tabelle). Auch bei den latenten Ambivalenzen differenzieren wir in den Tabellen 5 und 6 wiederum nach den einzelnen Dyaden.

Tabelle 5: Latente personale Ambivalenz (Prozent jeweiliger Dyaden)

Befragte Person	Gemeinte Person			
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter
Vater	--	--	23	11
Mutter	--	--	17	10
Sohn	22	11	--	--
Tochter	14	0	--	--

Quelle: Befragung 1999; $r = .497$; Kontingenzkoeffizient = .281; $N = 237$ Dyaden

Tabelle 6: Latente institutionale Ambivalenz (Prozent jeweiliger Dyaden)

Befragte Person	Gemeinte Person			
	Vater	Mutter	Sohn	Tochter
Vater	--	--	18	15
Mutter	--	--	18	10
Sohn	44	56	--	--
Tochter	30	22	--	--

Quelle: Befragung 1999; $r = .007$; Kontingenzkoeffizient = .388; $N = 227$ Dyaden

Unter Berücksichtigung der o.g. geringer ausgeprägten personalen Ambivalenz lässt sich auf in dieser Hinsicht eindeutiger Beziehungen schließen. Mit anderen Worten ist die Chance, dass personale Ambivalenzen verdeckt bleiben, eher gering. Solche Empfindungen treten schnell in den Vordergrund der Beziehung und die Beteiligten fühlen sich gedrängt, diesen Zustand zu beenden. Anders bei den institutionalen Ambivalenzen, die offensichtlich eher verdeckt bestehen können. Jedenfalls variieren die Grade an Latenz hier deutlich zwischen den einzelnen Dyaden. Besonders stark ausgeprägt ist latente institutionale Ambivalenz in den Sohn-Mutter-Beziehungen. Dies verdient mehr Aufmerksamkeit in weiteren Forschungen.

5.4. Umgang mit Ambivalenzen

Wie wird mit Ambivalenzen umgegangen? Das ist zweifelsohne die „Gretchenfrage“ für den hier vertretenen Ansatz. Aus Tabelle 7 geht hervor, dass Ambivalenzen häufiger in als schlecht bewerteten Beziehungen vorkommen. Allerdings ist schwer zu sagen, ob Ambivalenzen diese Beziehungen verschlechtern oder ob schlechte Beziehungen Ambivalenzen nach sich ziehen. Eine bereits durchgeführte logistische Regressionsanalyse legt nahe, die Beziehungsqualität eher als unabhängige Variable anzusehen (vgl. Lettke/Lüscher 2001, S. 530ff.). Die umgekehrte Kausalitätsrichtung ist dennoch plausibel. Möglicherweise handelt es sich auch um einen zirkulär ablaufenden Prozess, bei dem zunächst latente Ambivalenzen zu einer Verschlechterung der Beziehungen beitragen und auf einer nächsten Stufe manifeste Ambivalenzen hervorrufen. Diese Zusammenhänge sollten in weiteren Untersuchungen geklärt werden. Dann sollte auch der Frage nachgegangen werden, ob diese Zusammenhänge zwischen bestimmten Dyaden oder Familientypen differieren.

Tabelle 7: Hin- und Hergerissensein und Beziehungsqualität (Prozent)

Hin- und Hergerissen	Qualität der Beziehung		
	gut	mittel	schlecht
sehr oft/oft	29	73	72
selten/nie	71	27	28

Quelle: Befragung 1999; $r = .000$; Spearman = $-.419$; $N = 249$ Dyaden

Über diesen Aspekt der Beziehungsqualität hinaus haben wir in dem diagrammatischen Modell vier unterschiedliche Strategien im Umgang mit Ambivalenz entwickelt. Diese typologischen Unterschiede werden in drei Fragen aufgegriffen. In Tabelle 8 sind die Stellungnahmen zu vorgegebenen Handlungsmaximen (cf. a) sowie zu zwei als Vignetten beschriebenen Entscheidungssituationen (cf. b und cf. c) wiedergegeben. Die Beziehungslogik der „Solidarität“ steht deutlich an erster Stelle, gefolgt von „Emanzipation“. Wenn man bedenkt, dass sich beide Logiken hinsichtlich ihrer Verortung auf dem Kontinuum zwischen „Reproduktion“ und „Innovation“ unterscheiden, lässt sich sagen, dass im Fall der konkreteren Situationsschilderungen die Antworten in Richtung Reproduktion gehen. Wird der allgemeine Umgang mit Ambivalenz thematisiert, tendieren die Befragten eher in Richtung Innovation.

Tabelle 8: Strategien im Umgang mit Ambivalenz in unterschiedlichen Kontexten (Prozent)

Kontexte	Strategien				N = Personen
	Solidarität	Emanzipation	Atomisierung	Kaptivation	
a) Umgang der Familienmitglieder mit ambivalenten Situationen	26	57	13	5	120
b) Reaktion auf erbetene finanzielle Unterstützung eines Kindes	54	28	10	7	116
c) Reaktion auf die Partnerwahl eines Kindes	65	25	3	8	110

Quelle: Befragung 1999

Man könnte nun einwenden, dieses Ergebnis spräche eigentlich für die These der Generationensolidarität im weiteren Sinne eines Deutungsmusters und gegen das Konzept der Generationenambivalenz. Zutreffender scheint uns jedoch ein anderes Argument: Gerade diese Befunde zeigen nämlich, dass neben einem vorherrschenden Muster, das angesichts seiner Verbreitung oft mit dem normativ Richtigen gleichgesetzt wird, noch andere Muster praktiziert werden und dass systematische Unterschiede zumindest nach Kontexten bestehen. Auf dieser Basis liegt es nahe, in künftigen Untersuchungen gezielt nach situationsspezifischen, schichtspezifischen, sozialökologischen sowie weiteren strukturellen Unterschieden der Familien zu suchen. Entsprechende Auswertungen sind wegen des explorativen Charakters der vorliegenden Studie hier nicht möglich.

5.5. Zusammenhänge zwischen einzelnen Ambivalenzindikatoren

Die Verknüpfung der verschiedenen, in unserer Untersuchung verwendeten Ambivalenzindikatoren vermittelt Aufschlüsse über die Konsistenz der Antworten sowie über die unterschiedlichen Facetten manifester und latenter Ambivalenzerfahrung bzw. über die Nützlichkeit direkter und indirekter Zugangsweisen. Die jeweiligen Korrelationen (Tabelle 9) können somit als erste Validierungen angesehen werden. Das ist umso wichtiger, als noch keine Möglichkeit der externen Validierung für diese weitgehend neu entwickelten Erhebungsinstrumente zur Verfügung steht. Die folgenden Überlegungen werden so zu Ausgangspunkten für die Weiterentwicklung der Forschungsinstrumente.

Tabelle 9: Interkorrelationen einzelner Ambivalenzindikatoren (Spearman/Kontingenzkoeffizient)

Variable 1	Variable 2									
	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	
1. Häufigkeit des Hin- und Hergerissenseins: (sehr oft ... nie)	.390***	-.240***	.336***	.089	.358***	-.264***	-.276***	.015	-.238***	
2. Belastung durch Ambivalenz: (sehr ... überhaupt nicht belastend)	1.000	-.221***	.320***	-.072	.233	.078	.084	.010	.060	
3. Bewertung von Ambivalenz: (sehr positiv ... sehr negativ)	-.004	1.000	-.144**	.004	.348***	.102	.196***	-.146**	.068	
4. Bisherige Gedanken über Ambivalenz: (sehr oft ... nie)	.009	-.009	1.000	.009	.289***	-.098	-.070	.042	-.192***	
5. Zustimmung zu zwiespältig formulierten Aussagen über Beziehungen: (stimme sehr zu ... stimme überhaupt nicht zu)	1.000	.255*	.073	-.140**	-.126*	-.019				
6. Strategien im Umgang mit Ambivalenz: (Emanzipation, Atomisierung, Kaptivation, Solidarität) ^a	-.004	-.004	1.000	.389**	.450***	.340***	.224*			
7. Intensität indirekt ermittelter institutionaler Ambivalenz: (-1 = gering ... 5 = hoch)	-.004	-.004	-.004	1.000	.258***	.015	.126*			
8. Intensität indirekt ermittelter personaler Ambivalenz: (-1 = gering ... 5 = hoch)	-.004	-.004	-.004	-.004	1.000	.137**	.035			
9. Institutionale Ambivalenz: (immer an Bewährtem orientieren ... immer neue Wege ausprobieren)	-.004	-.004	-.004	-.004	-.004	1.000	.195***			
10. Personale Ambivalenz: (immer Harmonie über alles stellen ... immer Streit zulassen)	-.004	-.004	-.004	-.004	-.004	-.004	1.000			

a. Die Korrelationen dieser multipel nominalen Skala wurden mit Hilfe des Kontingenzkoeffizienten, dessen Werte stets zwischen 0 und 1 liegen, berechnet. Für alle übrigen ordinal skalierten Variablen wurde der Koeffizient nach Spearman verwendet.

Quelle: Befragung 1999; $N = 255$ Dyaden; Signifikanzniveaus: *** $p < 0,01$, ** $p < 0,05$, * $p < 0,1$

Es zeigt sich:

- Die Häufigkeit des Hin- und Hergerissenseins erweist sich als valide Operationalisierung von Ambivalenz. Dies geht aus den signifikanten Korrelationen mit fast allen übrigen Ambivalenzindikatoren hervor. Die Personen, die sich in den Beziehungen zu den Eltern bzw. zu den erwachsenen Kindern häufig hin- und hergerissen fühlen, beurteilen diese Empfindungen als „belastend“ und als „negativ“ und geben darüber hinaus an, sich häufig „Gedanken“ über diese Dinge gemacht zu haben. Außerdem kann gezeigt werden, dass direkt ermittelte Ambivalenzerfahrungen auch gemeinsam mit den indirekt ermittelten Intensitäten institutionaler und personaler Ambivalenzen auftreten. Ebenfalls nachvollziehbar und mit den Prämissen des Ansatzes übereinstimmend ist, dass die häufig Ambivalenten gleichermaßen „gutes Einvernehmen über alles stellen“ und „Streit zulassen“.
- Hingegen treten fast keine signifikanten Korrelationen zwischen den mit Ambivalenz in Zusammenhang stehenden Belastungen und weiteren Indikatoren auf. Wir sehen darin eine Bestätigung unserer früheren Beobachtung, dass Ambivalenzen als Bestandteile der Alltagserfahrung akzeptiert sind. Nicht die Existenz von Ambivalenz als solches wirkt belastend oder führt zu einer negativen Einschätzung, sondern die Häufigkeit und Intensität dieser Erfahrungen.
- Eine signifikante Korrelation zeigt sich auch zwischen den indirekt ermittelten Ambivalenzen der institutionellen und der personalen Dimension. Das gleiche gilt für die Orientierungsalternativen, die ebenfalls in Bezug auf die institutionale und die personale Dimension erhoben werden. Die beiden Dimensionen sind offensichtlich nicht unabhängig voneinander. Vor allem für Eltern gilt, dass institutionale Beziehungsaspekte immer auch unter dem Gesichtspunkt von Nähe und Distanz (personale Dimension) gesehen werden. Dies ist ein wichtiger Hinweis auf generationenspezifische Sichtweisen (siehe 5.3.)
- Der in vier verschiedene Strategien differenzierte „Umgang mit Ambivalenz“ erweist sich als weiterer zentraler Indikator in unserer Untersuchung. Tabelle 9 zeigt, dass diese Variable mit nahezu allen anderen auf sehr hohem Signifikanzniveau korreliert. Dieser Befund verdeutlicht, dass es neben der direkt und indirekt ermittelten Existenz von Ambivalenz auch darauf ankommt, die pragmatischen, handlungsbezogenen Aspekte von Ambivalenz zu erfassen.
- Für beide zentralen Variablen, die Häufigkeit von und den Umgang mit Ambivalenz, ist die Unterscheidung in die institutionale und die personale Ambivalenz sinnvoll. Allerdings ist auch festzustellen, dass diese beiden Dimensionen nicht völlig unabhängig voneinander sind. Hier ist noch genauer zu klären, inwieweit und wo sich diese beiden Dimensionen überdecken.

Die statistisch nachgewiesene und inhaltlich plausible Konsistenz zwischen den einzelnen Ambivalenzindikatoren ist eine weitere Bestätigung für die These der Generationenambivalenz. Zugleich wird offensichtlich, dass es sich um ein sehr komplexes Phänomen handelt. Einige wichtige Dimensionen konnten hier offen gelegt werden, andere Punkte bieten sich als Themen für weitere Forschungsarbeiten an. Der Klärung bedarf insbesondere noch das Verhältnis zwischen der direkten und der indirekten Zugangsweise. In der psychologischen Literatur wird angenommen, dass direkte und indirekte Messungen auf dasselbe Phänomen zielen. Damit wird die direkte Erfassung als Validitätskriterium für die indirekt ermittelte Ambivalenz genutzt (Thompson et al. 1995, S. 373ff.). Hier wird jedoch übersehen, dass die Ambivalenz von verschiedenen Personen festgestellt wird (wie das die Definition oben in Abschnitt 2.1. vorsieht). Die Verknüpfung beider Herangehensweisen bietet zudem die Möglichkeit, so genannte „latente Ambivalenzen“ zu ermitteln. Das ist der Fall, wenn die Probanden auf die direkte Frage nach Ambivalenzerfahrungen angeben, sich selten oder nie

hin- und hergerissen zu fühlen, während mit Hilfe der indirekten Messung Zwiespältigkeiten festgestellt werden. Auf diese Weise wird methodologisch ein Bezug zur psychoanalytischen Herkunft des Konzeptes der Ambivalenz hergestellt.

6. Diskussion und Ausblick

Wir haben in der Einleitung darauf hingewiesen, dass die Erfahrungen unauflösbarer und persönlichkeitsprägender Zwiespältigkeiten in den Beziehungen zwischen den Generationen von alters her bekannt sind. Neu ist die Begrifflichkeit, und neu ist der Versuch, die Tragweite dieser Erfahrung sozialwissenschaftlich zu erfassen. Ausgehend von der einfachen These „Generationenbeziehungen erfordern den Umgang mit Ambivalenzen“ haben wir Vorschläge zur forschungsorientierten Umsetzung des Konzeptes der Ambivalenz gemacht und begründet, warum Generationenbeziehungen mutmaßlich in ausgeprägter Weise die Erfahrung von Ambivalenzen bedingen. Gestützt auf eine breit angelegte empirische Untersuchung können wir zeigen, dass in den Beziehungen erwachsener Kinder und ihrer Eltern Ambivalenzen direkt und indirekt ermittelt werden können – ein Befund, der mit anderen übereinstimmt. Auf diese Weise lässt sich die eingangs gemachte These begrifflich und inhaltlich ausdifferenzieren. Zugleich zeichnen sich weitere Forschungsfragen ab, so die verteilte Analyse der kontextuellen Einbettung von Ambivalenzerfahrung, die differentielle Umschreibung von Strategien im Umgang mit Ambivalenzen und die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Erfahrung und im Umgang mit Generationenambivalenzen. Darüber hinaus erachten wir es für wichtig, ein Konzept von Generationenambivalenz zu erarbeiten, das die Möglichkeit bietet, einen Bezug zu anderen Forschungsfeldern, zur allgemeinen Soziologie sowie zum transdisziplinären Diskurs über Grundformen der Vergesellschaftung und Identitätskonstitution herzustellen.

In der Debatte, die von Connidis/McMullin (2002a; 2002b), Bengtson et al. (2002) und Curran (2002) im „Journal of Marriage and Family“ geführt worden ist, geht es zunächst um die Auseinandersetzung mit dem das Feld lange dominierenden Ansatz der Generationensolidarität.

Zu dessen theoretischer Fundierung wird häufig Rekurs auf Durkheim genommen. Für ihn ist „Solidarität“ einerseits gleichbedeutend mit gesellschaftlicher „Integration“, andererseits mit Moral. Luhmann weist in der Einleitung zu Durkheims „Arbeitsteilung“ darauf hin, dass dort die beiden Begriffe deckungsgleich sind.²⁷ Hinzu kommt, dass Durkheim die „mechanische Solidarität“ als die ursprünglichere gegenüber der „organischen Solidarität“ höher schätzt. Dies verleitet zu einer ontologischen Argumentation. Die damit einhergehende moralisch positive Konnotation scheint durchaus willkommen, insbesondere in Arbeiten, die in jener – in der Soziologie der Familie weit verbreiteten – Spielart des amerikanischen Funktionalismus wurzeln, bei dem sich ein „mellioristisches“ Verständnis der Aufgaben der Soziologie mit einer positivistischen Methodologie verknüpft. Ihr Kerstück ist das Anliegen, das Ausmaß bzw. die Stärke des durch die Generationenbeziehungen in Familien geschaffenen sozialen Zusammenhalts möglichst präzise zu messen.²⁸ Auch wenn mittlerweile diese Solidaritätsperspektive weiter entwickelt worden ist (Silverstein/Bengtson 1997; Bengtson et al. 2000; Bengtson 2001; Lowenstein/Katz 2001) und neustens durchaus auch relativiert und die Wünschbarkeit eines Brückenschlages zu anderen Ansätzen signalisiert wird,

27) „Solidarität ihrerseits wird positiv nur als Zusammenhalt oder Einigung, also nur tautologisch bestimmt, negativ dagegen als Widerstand gegen Auflösung. Über diese negative Umschreibung wird der zunächst nur metaphorisch-tautologisch eingeführte Begriff fruchtbar gemacht.“ (Luhmann 1988, S. 24)

28) Vgl. zu den unterschiedlichen Dimensionen von Solidarität Roberts et al. 1991, S. 18; zu ihrer Messung Mangen et al. 1988.